

KALONYMOS

„...stehe als Feldgeistlicher zur Verfügung“

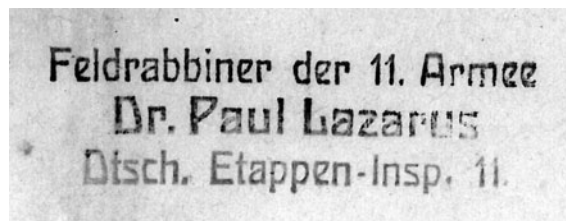
Rabbiner im Krieg – Paul Lazarus

Sabine Hank

Paul Lazarus wurde am 30. Oktober 1888 in Hamborn (heute Duisburg) als jüngster Sohn des Predigers und Lehrers Raphael Lazarus und Frau Betty geb. Leseritz geboren. Er wuchs in Köln und Göttingen auf, besuchte zunächst die Bürgerschule in Köln und die gehobene Mittelschule in Göttingen, seit 1898 das dortige Königliche Gymnasium, und schließlich das Königliche Friedrichs-Gymnasium in Kassel, wo er 1907 das Abitur ablegte. Bis 1910 studierte Lazarus Geschichte an der Universität in Breslau, zwischenzeitlich auch an der Universität Marburg und zuletzt 1910/1911 in Erlangen. Dort wurde er 1912 zum Dr. phil. promoviert. Seine Dissertation widmete sich einem der großen Konzilien des späten Mittelalters: „Das Basler Konzil. Seine Berufung und Leitung, seine Gliederung und seine Behördenorganisation“ (Historische Studien Bd. 100, Berlin 1912, Nachdruck Vaduz 1965). Gleichzeitig studierte er von 1907 bis April 1914 am Jüdisch-Theologischen Seminar Breslau, um Rabbiner zu werden. Im Januar 1915 erhielt Lazarus das Rabbinatsdiplom. Seine erste Stelle trat er als zweiter Rabbiner (neben Dr. Salomon Samuel) und Religionslehrer offiziell bereits am 1. September 1914 in der Essener Gemeinde an. Dies allerdings in turbulenter Zeit: Der Weltkrieg war ausgebrochen, und Lazarus wurde schon im August Kriegsfreiwilliger.

Das Feldrabbinat

Dass es im Ersten Weltkrieg eine institutionalisierte jüdische Militärseelsorge in Gestalt des „Feldrabbinats“ gab, darüber herrscht Konsens. Interessant aber ist die Frage, wie diese jüdische Seelsorge im Krieg sich in der Praxis verwirklichte. Sofort mit Beginn des Weltkriegs bemühten sich der *Verband*



der deutschen Juden und die *Freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums* um die Zulassung von Rabbinern für die Seelsorge an den jüdischen Kriegsteilnehmern. Die erste Eingabe vom Ausschuss des Verbandes datiert vom 6. August und ist an das Geheime Kabinett für Militärangelegenheiten gerichtet und wird von dort an das preußische Kriegsministerium weitergeleitet.¹ Betrachtet man den weiteren Gang der Ereignisse, der zur Zulassung von Feldrabbinern in den deutschen Streitkräften führte, so hatte diese Eingabe eine Initialfunktion. Sie diente auch als Vorlage für ähnliche Eingaben bei Kriegsministerien der anderen Bundesstaaten. Im folgenden intensiven Schriftverkehr zwischen dem Verband und dem preußischen Kriegsministerium wurden die Bedingungen für Einsatz und Ausstattung der Feldseelsorger ausgehandelt.

Die Freiwilligen

Am 4. August, also noch vor der Eingabe, verschickte der Verband eine Um- bzw. Anfrage an Rabbiner, um zu erfahren, ob sie bereit seien, als Seelsorger im Felde zu wirken. Unsere Akten belegen, dass sich im Laufe desselben Monats bereits 81 Rabbiner schriftlich meldeten, um sich zur Verfügung zu stellen. Um schnellen Überblick zu erlangen, gab der Verband Vordrucke heraus, die die Einheitlichkeit der freiwilligen Meldungen gewährleisten sollten. Gefragt wur-

Fragebogen zur Meldung
für das Feldrabbineramt,
ausgefüllt von Paul Lazarus,
13. August 1914.
CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 367,
#12990, Bl. 133a

Ich stehe als Feldgeistlicher zur Verfügung. ^{133a}

1. Alter 26 Staatsangehörigkeit Polen

2. Im wievielten Jahr der Amtstätigkeit 1. Jahr

3. Militärverhältnis? bin in der Reserve des 1. Infanterie-Regiments Nr. 10 in Straßburg

4. Schon früher der Behörde zur Verfügung gestellt oder amtlich vorgemerkt? (Zeitpunkt und Behörde genau angeben)
11. August 1914, beim 1. Infanterie-Regiment Nr. 10 in Straßburg

5. Unterschrift: Dr. Paul Lazarus

6. Gemeinde: Essen

7. Adresse: 3. Poln. R. 1. Inf. Reg. 10 in Straßburg

de u. a. nach Alter und Staatsangehörigkeit, Anzahl der Amtsjahre und Militärverhältnis.² Der Verband stellte folgende Anforderungen an die Kandidaten: Sie mussten ein theologisches Studium abgeschlossen haben, bereits erfahrene Rabbiner einer Gemeinde sein und von ihr für das neue Amt freigestellt werden. Außerdem erwartete man eine stabile Konstitution und ein angemessenes Alter. Damit ähneln die zu erfüllenden Voraussetzungen denen der christlichen Konfessionen.

Dr. Paul Lazarus war einer der Rabbiner, die sich umgehend meldeten. Am 13. August 1914 per Telegramm und am gleichen Tag durch eine Postkarte an den *Verband der deutschen Juden* erklärte er seine Bereitschaft, ein Feldrabbineramt zu übernehmen.³ Er erfüllte aber keineswegs alle genannten Voraussetzungen – zwar hatte er seine Studien abgeschlossen, aber er fungierte noch nicht als Rabbiner der Essener Gemeinde. Außerdem hatte er sich zu diesem Zeitpunkt ja bereits als Kriegsfreiwilliger gemeldet.

Die Vorauswahl der Kandidaten traf eine eigens hierfür geschaffene Kommission. Ihre mit Zustimmung der *Freien Vereinigung* erarbeiteten Vorschläge wurden den Kriegsministerien in Form von Listen vorgelegt. Diese Ministerien entschieden in letzter Instanz, wer als Feldrabbiner zugelassen wurde und wo derjenige eingesetzt werden würde.

Damit war unverzüglich die Grundlage für die Schaffung jüdischer Militärseelsorge gelegt. Noch im September 1914 traten Leo Baerwald (München), Leo Baeck (Berlin), Georg Wilde (Magdeburg), Emil Levy (Berlin), Arthur Levy (Berlin), Georg Salzberger (Frankfurt/Main) und Bruno Italiener (Darmstadt) ihr Amt an.

Paul Lazarus kam nicht zum Einsatz. Sein Telegramm an den *Verband der deutschen Juden* vom 18. August 1914 wiederholt sein Anliegen. Der Verband reagierte abschlägig.⁴

Am 13. April 1915 fragt der Kanonier beim 1. Rekruten-Depot, Fußartillerie-Regiment Nr. 10 in Königshofen bei Straßburg (Elsass), erneut an. Sein Argument lautet nun, „daß ich als Feldgeistlicher da draußen für unser schwer bedachtes Vaterland mehr wirken kann als ich es als Kanonier je tun könnte.“ Aufschlussreich ist die Antwort des Verbandes, der feststellt, „dass zur Verwendung als Feldgeistlicher niemand der Behörde vorgeschlagen werden sollte, der bereits zum Dienst mit der Waffe eingestellt ist, da auch der bloße Schein vermieden

werden muss, als sollte jemand durch die Verwendung als Feldgeistlicher dem Dienst mit der Waffe entzogen werden.“ Daraufhin reklamierte die Essener Gemeinde Lazarus vom „Dienst mit der Waffe“. In einem Brief vom 28. Mai 1915 wiederholt Lazarus seine Meldung und teilt mit, er stehe nun als Geistlicher der Synagogengemeinde dem zuständigen Bezirkskommando zur Verfügung und könne somit als Seelsorger oder Sanitäter eingezogen werden.⁵ Im November 1916 schließlich fragt der Verband seinerseits bei Lazarus an, ob er bereit sei, den Posten eines Feldrabbiners in Mazedonien oder in der Dobrudscha zu übernehmen. Im Dezember 1916 tritt Dr. Paul Lazarus sein Amt als Feldrabbiner bei der 11. Armee in Mazedonien an. Er wird Nachfolger von Feldrabbiner Jacob Sänger, der einen anderen Bereich zu übernehmen hat.

Wie wirken wir?

Der Verband der deutschen Juden schlug nicht nur die Feldrabbiner vor, sondern legte auch deren äußeres Erscheinungsbild fest. Die von ihnen selbst zu beschaffenden Uniformen sollten sich an denen der christlichen Feldgeistlichen orientieren. Die Uniform bestand aus einem „feldgrauen“ Rock mit lila Besatz, Reithose, Gamaschen, Schnürstiefeln, grauem Südwester, feldgrauer Schirmmütze, Kavaleriemantel (Offiziersschnitt) und Armbinde mit dem Genfer Kreuz. Der einzige Unterschied: Ein Davidstern (Mogen Dovid, magen David) an der Mütze und ein Davidstern an einer Halskette.

Zur Legitimation gehört ein Ausweis. Das in den Akten des Centrum Judaicum befindliche Blanko-Formular „Ausweis für den Rabbiner zur Ausübung der jüdischen Seelsorge bei der mobilen Armee“ fand vermutlich bei allen Feldrabbinern Verwendung.⁶ Und so findet sich für Paul Lazarus ein ausgefülltes Formular in einem Jerusalemer Archiv.

Lag die gesamte Organisation der Rahmenbedingungen für die Ausübung der Militärseelsorge beim *Verband der deutschen Juden*, so war doch deren konkrete Ausgestaltung Sache der Feldrabbiner selbst.

Die Dienstanweisung vom 23./24. Oktober 1917 (bearbeitet von Feldrabbiner Reinhold Lewin) führt als die drei Hauptgebiete der Tätigkeit Gottesdienste, Lazarettbesuche und Beerdigungen an.⁷ Sali Levi nennt in seiner Denkschrift über die Feldseelsorge bei der von ihm betreuten X. Armee vom 8. Mai 1918 als vierten Punkt die Versorgung mit Lesestoff.⁸

Dabei blieb die Kernaufgabe der Feldrabbiner stets die Seelsorge – in den Gottesdiensten, auch für die jüdischen Kriegsgefangenen, bei den Begegnungen und Gesprächen mit den Soldaten, beim Besuch von Verwundeten und Kranken in Lazaretten und bei den Beerdigungen.

Paul Lazarus berichtet im Januar 1917 von seinen ersten Eindrücken: *Wenn auch meine Tätigkeit hier in Mazedonien mit recht grossen Schwierigkeiten verknüpft ist, da die Bahnen im Süden fast ganz fehlen oder in feindlichem Besitz sind, die Wege aber über die Pässe des Gebirges unwegsam, die Unterkunftsverhältnisse überall so dürftig sind, dass man froh ist, wenn der Tag anbricht, so entschädigt mich aber dafür meine Tätigkeit. Noch nie bin ich mir so der Grösse meines Berufes bewusst geworden, als in den Augenblicken, da hier im fernen Lande die Glaubensbrüder vor mir standen und mit Tränen in den Augen meinen Worten lauschten. – Ich sprach in den vergangenen Wochen in all den Ansprachen über den Optimismus, der uns Juden beseelt und über Hoffnungsfreudigkeit; denn mehr als die anderen Kameraden müssen sie hier leiden. Kämpfen sie doch in einem Lande, das ausser den Gefahren des Krieges ihnen noch Krankheiten aller Art bringt; erschreckend gross ist die Zahl der Opfer, die Malaria, Typhus und Ruhr, ganz besonders im Sommer, erfordern. Und so sind sie dankbar für jedes ermunternde Wort, ganz besonders diejenigen unter ihnen di[e] in den zahlreichen Feld- u. Kriegslazaretten liegen.*⁹

Der Seelsorge diente ebenso die Versorgung der Soldaten mit religiöser Lektüre wie Feldbibeln, Feldgebetbüchern und zu Pessach mit Haggadot sowie die Herausgabe spezieller Schriften zu jüdischen Feiertagen. „Liebesgaben“ (vor allem Tabak und Schokolade, aber auch Alkohol und anderes) wurden verteilt, Zeitungen und Zeitschriften aus der Heimat. Die Rabbiner organisierten Zusammenkünfte, Unterhaltungsabende und Vorträge für die Soldaten.

In einem Brief vom April 1917 beschreibt Lazarus die Feiern zu Pessach in Üskub (dem heutigen Skopje): *Lange hatte es seine Schatten vorausgeworfen und endlich waren alle Vorbereitungen beendet. Das Fest konnte beginnen. Vier grosse Kisten Mazzoth waren auf meine Bestellung hin von der „Freien Vereinigung“ ca. 3 Wochen vor dem Feste eingetroffen; Hagadas hatte mir teils der Allgemeine Rabbiner-Verband zur Verfügung gestellt, teils waren sie in einer Berliner Buchhandlung gekauft. Für diejeni-*

gen Kameraden, die auch hier im Felde nur rituell sich beköstigen, hatte ich einige Flaschen rituellen Wein in Deutschland bestellt. Alles übrige zur Mahlzeit Notwendige hatte mir die Militärbehörde bereitwillig abgegeben, wie denn überhaupt die Militärbehörden mir überall mit dem grössten Entgegenkommen begegneten. Die Geldmittel erhielt ich vor allem von meiner Heimatgemeinde Essen. Den dort bestehenden Ausschuss zur Unterstützung der jüd. Feldseelsorge im Bereich der 11. Armee hatten mehrere Logen und Nachbargemeinden sowie zwei Jugendvereine finanziell unterstützt. Vom Rabbinerverbände habe ich keine finanzielle Beihilfe erhalten; lediglich meine Heimatprovinz kam für alle Kosten auf. Das Bewusstsein hunderten von jüdischen Kameraden an der mazedonischen Front wahre Festtage bereitet zu haben, die einem Jeden für sein Leben lang in Erinnerung bleiben werden, mag der schönste Lohn für alle Helfer in Rheinland und Westfalen sein. – Ca. 350-400 Mann nahmen an den Seder-Abenden teil; aus allen Gauen Deutschlands stammten sie, vor allem aus Berlin, Schlesien, Posen, Ostpreussen. [...] An langen, weiss gedeckten Tischen, die nach Möglichkeit mit Blumen geschmückt waren, hatte man Platz genommen. Eine frohe Stimmung herrschte; ein Jeder freute sich wieder einmal Jude unter Juden sein zu dürfen. Auch konnte ich 50 Exemplare des Werkes meines Amtsgenossen Dr. Samuel „Bibel und Helldentum“ zur Verteilung gelangen lassen.“¹⁰

Nähe und Ausgrenzung

In ihrer Tätigkeit hielten die Feldrabbiner enge Verbindung mit der Heimat. Sie nahmen Kontakt zu den Angehörigen verwundeter oder gefallener Soldaten auf, setzten sie von deren Schicksal in Kenntnis und spendeten Trost. Regelmässig berichteten sie an den *Verband der deutschen Juden* und an ihre Gemeinden (die sie ja vielfältig unterstützten und die nun ohne sie auskommen mussten). Vieles davon wurde auch in den jüdischen Zeitungen und Zeitschriften der Zeit veröffentlicht. So konnten die Leser des Gemeindeblattes der jüdischen Gemeinde zu Berlin von November 1914 bis Mai 1918 alle Berichte von Feldrabbiner Leo Baeck an den Gemeindevorstand verfolgen. Auch in den Akten finden sich zahlreiche dieser Berichte wieder. Und nicht nur sie, sondern ein breites Spektrum an Korrespondenz, die teils detailliert, teils kurz gefasst zu allen Problemen der Tätigkeit der



„Dr. Paul Lazarus z. Zt. im Felde. In Mazedonien 25.XI.17“ (Alte Synagoge Essen, Archiv)

Soldaten beim Sederabend, Postkarte
 von Jacob Sonderling v. 20. April 1915.
 (Privatbesitz Diane Gray)



Feldrabbiner geführt wurde. Eine solche Korrespondenz ist auch von Paul Lazarus überliefert, eine „Handakte“ wie für einige seiner Kollegen auch.

Nicht zuletzt hatten sich die Rabbiner im Feld auch mit dem latenten oder akuten Antisemitismus in den deutschen Streitkräften auseinandersetzen, vor allem nach der „Judenzählung“ vom November. Das spiegelt sich in der Korrespondenz wie in den Konferenzprotokollen der Feldrabbiner. Der Verband fragte bei allen Feldrabbinern nach der Resonanz jener Zählung insbesondere unter den jüdischen Heeresangehörigen. Von Paul Lazarus ist in unseren Quellen keine direkte Aussage zu finden. Doch äußert er sich im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen „Jüdischen Notizkalender für das Kriegsjahr 5678 (1917/18)“ mehr oder weniger direkt zum Antisemitismus und jener Difamierung: *Mit Zuversicht wollen wir dem neuen Jahre entgegengehen. Uns schrecken nicht die Wolken, die im Laufe des vergangenen Jahres den Horizont verdunkelten. Wir hegen die feste Hoffnung, daß nach des Krieges heißen Tagen doch noch einmal glücklichere Zeiten für uns Juden anbrechen werden, Zeiten, in denen uns niemand verachtet, niemand schmäht, nur weil wir Juden sind, Angehörige der Gemeinschaft, die mit beispiellosem Heldenmut ihren Weg durch die Jahrhunderte gewandelt ist. Wie bisher, so werden wir auch fernerhin hier draußen und daheim unsere Pflicht tun bis zum letzten Atemzuge, wie die Kameraden von uns, die für das Vaterland ihr Letztes hingegeben, ihre Kraft und ihr Leben, und derer wir heute mit Stolz und Wehmut gedenken. Sie haben die Treue zur deutschen Heimat und zum Judentum mit ihrem Tode besiegelt und ruhen nun in fremder Erde. Ihr Andenken wollen wir heilig halten, so lange wir leben; wir wollen uns ihrer würdig zeigen und mit ganzer Kraft uns dem Vaterlande weihen, das wir nicht aufhören zu lieben, mit ganzer Seele, mag kommen, was da will. Denn nicht rechnen wir bei unserm Tun auf Dankbarkeit und Lohn, sondern wir handeln, wie es unser Gewissen uns gebietet. Wir schauen nicht nach rechts und nicht nach links; wir kümmern uns nicht um das, was die Feinde unserer Religion von uns sagen; wir sind eingedenk der Worte die vor drei Jahrzehnten zur Zeit des Kampfes gegen den Antisemitismus in einer Denkschrift junger, stolzer, deutscher Juden standen: 'Wir werden es ihnen niemals recht machen, darum wollen wir es uns selbst recht machen.'*¹¹

Entdeckung des „Ostjudentums“

Die Arbeit der Feldrabbiner erfuhr im Osten noch eine nicht unwesentliche Ausweitung. Die hier stationierten Rabbiner fungierten auf Wunsch ihrer Armeeoberkommandos als Bindeglied zwischen diesen und der ansässigen jüdischen Bevölkerung und engagierten sich mit Genehmigung der AOK's auch bei Hilfsaktionen. So traten Aron Tänzer, Sali Levi und Leopold Rosenak als Organisatoren von Volksküchen, handwerklichen und landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten sowie jüdischen Bildungseinrichtungen in Erscheinung.

Kein Zweifel sollte daran bestehen, dass die Feldrabbiner Vertreter ihrer Armeen waren und im Interesse und mit dem Einverständnis der vorgeetzten Stellen zu handeln hatten. So finden sich in einem Bericht Tänzers Ausführungen über eine Predigt in Pinsk (Weißrussland), in der er die Zivilbevölkerung zu Gehorsam und Dankbarkeit gegenüber den deutschen Behörden aufforderte, oder über seine Aufgabe als Übersetzer von Bekanntmachungen ins Jiddische.

Einsam und gemeinsam

Die Feldgeistlichen trafen zu Beratung und Erfahrungsaustausch auf Konferenzen zusammen. Das geschah getrennt nach Ost- und Westarmeen. Die Treffen wurden protokolliert, und der Verband erhielt hiervon Abschriften. Unter den Beständen des Gesamtarchivs ist auch eine Akte dieser Protokollabschriften.¹² Man behandelte das gesamte Spektrum von Themen und Problemen, mit denen die Feldrabbiner tagtäglich konfrontiert waren. Das betraf die Seelsorge genauso wie vieles weitere, etwa die Stellung der Feldrabbiner, ihre Ausstattung oder die Gestaltung der Beziehungen zu den Verbänden und Gemeinden in Deutschland. Ziel der Treffen war, die seelsorgerische Arbeit zu strukturieren, zu regeln und möglichst einheitlich zu gestalten.

Wie seine Kollegen auf dem Balkan nahm auch Paul Lazarus an keiner jener Konferenzen teil. Die Zusammenkünfte im Osten waren für diese Rabbiner schlicht nicht erreichbar. Sie wurden jedoch über Verlauf und Beschlussfassung der Konferenzen durch Protokollabzüge informiert. Belegt ist aber, dass es informelle Treffen der drei „Balkan-Rabbiner“ Paul Lazarus, Hirsch (Hugo) Gradenwitz und Jacob Sänger gab.

Ergebnisse der Zusammenkünfte waren übrigens auch die erwähnten Dokumente – die *Dienst-*

anweisung für Feldrabbinen von 1917 und Sali Levis *Denkschrift über die jüdische Feldseelsorge bei der X. Armee* von 1918, und schließlich auch die *Denkschrift über die Organisation der jüdischen Militärseelsorge im deutschen Heere*¹³ (ebenfalls 1918).

Diese letztere stellt eine Art Vermächtnis der Feldrabbinen des Weltkriegs dar, denn sie unternimmt auf dem Hintergrund der gesammelten reichen Erfahrungen den Versuch, bleibende Strukturen einer jüdischen Militärseelsorge auch für die Zeit nach dem Krieg zu entwickeln. Anders gesagt: Jüdische Militärseelsorge sollte aus Sicht der Feldrabbinen zu einer dauerhaften Einrichtung werden. Folgerichtig enthält die Denkschrift als letzten Punkt den Entwurf einer Organisation der jüdischen Militärseelsorge – „A. Im Frieden – B. Im Kriege ...“

Bis in den August 1918 bekleidete Paul Lazarus das Feldrabbineramt in Mazedonien. Im Januar 1918 hatte er das *Eiserne Kreuz 2. Klasse* und das *Ritterkreuz des kaiserlich-österreichischen Franz Joseph-Ordens mit Kriegsdekoration* erhalten. Gegen Ende seiner Tätigkeit litt Lazarus unter einem angegriffenen Gesundheitszustand, bedingt durch die sehr schlechten hygienischen Verhältnisse und das Klima Mazedoniens. Er bat den Verband um Versetzung oder Beurlaubung. Im Juni und Juli 1918 reklamierte ihn dann auch die Essener jüdische Gemeinde, der er für die umfangreicher gewordenen Aufgaben zunehmend fehlte. Ebenso aber erfolgte im Juli 1918 die Anforderung durch die *Israelitische Kultusgemeinde Wiesbaden*, die den knapp Dreißigjährigen zu ihrem Stadt- und Bezirksrabbiner gewählt hatte.

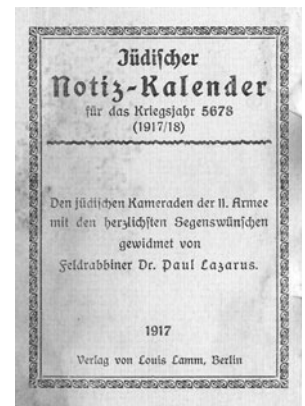
Trost und Hoffnung – Lehren

Diese Ausführungen über das Feldrabbinat allgemein und das von Paul Lazarus im Besonderen mögen mit zwei Reflexionen beschlossen werden. Leo Baerwald bewertete seine Tätigkeit resümierend: *Man hat öfter gesagt, der Geistliche unserer Glaubensgemeinschaft sei mehr Lehrer als Seelsorger. Nun, im Kriege wenigstens hat fast immer das Lehramt hinter dem Seelsorgeramt zurücktreten müssen. Die Kameraden kamen uns mit Vertrauen entgegen und dem Wunsche, Menschen zu finden, mit denen sie sich über vielerlei aussprechen konnten. [...] So kamen sie zu uns, haben uns Vertrauen entgegengebracht und uns mehr als je die Schönheit unseres Berufes fühlen lassen, der uns erlaubt, jedem Freund*

zu sein, der unsere Freundschaft annehmen will –.¹⁴

In diesem Sinne ist auch Paul Lazarus zu verstehen, wenn er in einem Schreiben am Ende seines Kriegseinsatzes zurückblickt: *Gestatten Sie mir zum Schluß, schon heute dem verehrlichen Verbands meinen Dank aussprechen zu dürfen, daß ich 21 Monate dank der Hilfe des Verbandes hier draußen als Feldgeistlicher wirken durfte. Wenn ich auch unter den schwierigsten Verhältnissen, in ungesundem Lande meine Tätigkeit ausüben mußte, so gehört doch die Zeit meiner Wirksamkeit im Felde zu der schönsten in meinem Leben. Zuversichtlich hoffe ich, auch manchem der Kameraden hier draußen Trost und Hoffnung gebracht zu haben.*¹⁵ Am 1. Oktober 1918 übernahm Lazarus die Aufgaben des Stadt- und Bezirksrabbiners der Israelitischen Kultusgemeinde Wiesbaden. Er heiratete 1925 Jadwiga (Hedwig Judith) Walfisch, mit der er zwei Töchter hatte – Hanna (1927) und Eva (1930–1998). Im Januar/Februar 1939 musste die Familie nach Palästina emigrieren. Bis 1950 arbeitete Paul Lazarus in Haifa als Lehrer in der Erwachsenenbildung der Gemeinde ‚Beth Israel‘. Am 1. Januar 1951 starb er in Haifa. Seine Tochter Eva, Chava Lazarus-Yafeh, lehrte und forschte als Professorin der Hebräischen Universität Jerusalem – eine hochgeschätzte Islamwissenschaftlerin, die sich auch der so schwierigen Aufgabe der Auseinandersetzung mit dem Christentum nach der Schoah nicht entzog – gewissermaßen mit dem Beispiel des gelehrten und lehrenden, einst „feldrabbinisch“ sich mühenden Vaters vor Augen, wenngleich auf andere, glücklichere Weise und an anderer, weitaus erfreulicherer Stätte wirkend.

Sabine Hank, Mitarbeiterin des Centrum Judaicum, Berlin, ist gemeinsam mit Hermann Simon Autorin mehrerer Publikationen zum Thema der jüdischen Soldaten im I. Weltkrieg. Der Beitrag basiert auf ihrem Vortrag zum Steinheim-Kolloquium „100 Jahre Rabbinerhaus in Essen (1913–2013)“ am 14. November 2013.



Centrum Judaicum. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 388, #13011, Bl. 48

Anmerkungen

1. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 367, #12990, Bl. 22-23.
2. Ebenda, Bl. 3.
3. Ebenda, Bl. 101.
4. Ebenda, Bl. 143-144.
5. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 369, #12992, Bl. 34-35 RS, Bl. 79.
6. Ebenda, Bl. 1b-1c.
7. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 377, #13000, Bl. 147-148 RS.
8. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 371, #12994, Bl. 67-76.
9. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 388, #13011, Bl. 3.
10. Ebenda, Bl. 27-31.
11. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 388, #13011, Bl. 48.
12. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 377, #13000.
13. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 383, #13006, Bl. 60-65 RS.
14. Von der Tätigkeit der Feldrabbiner, Vortrag in Nürnberg v. Januar 1917, in: CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 384, #13007, Bl. 136-154, hier Bl. 152.
15. CJA, 1, 75 C Ve 1, Nr. 371, #12994, Bl. 203.

Franz Rosenzweig.

„... und auf Rabbiner immer neugierig bin“

So Franz Rosenzweig in einem der zahllosen Feldpostbriefe, die er im Weltkrieg von der Balkanfront an die Eltern in Kassel schickte. Zumindest hinsichtlich des Rabbiners Paul Lazarus, der im Mittelpunkt des vorangegangenen Beitrags steht, fand sich die recht kritische Neugier Rosenzweigs befriedigt. Er ist Lazarus während dessen Dienstzeit als Feldrabbiner um die Pessachzeit 1917 in Üsküb (Skopje) begegnet und hat sich mit ihm angefreundet.

So schreibt Rosenzweig am 9. April 1917: *[Ich] schlenderte durch die Stadt, bis ich zufällig an das „Hotel Sohar“ kam, wo der Seder sein wird. Hier traf ich den Burschen des Rabbiners, eines Dr. Lazarus aus Essen, dann ihn selbst. Erkennungsszene, er ist der jüngere Bruder von Dr. L. in Kassel, Konpenärer, mir erinnerlich als ein kleiner verkümmert zappeliger Junge, zwei Klassen unter mir. Mit ihm blieb ich nun zusammen, ass gut zu Mittag, unterhielt mich sehr gut; er ist ein frischer netter Kerl, natürlich noch wenig repräsentativ...*

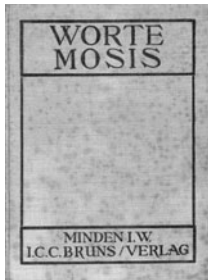
Rosenzweig sprach mit Lazarus über sein Programm zur besseren Ausbildung und wissenschaftlichen Weiterbildung jüdischer Lehrer, also über sein damals noch ungedrucktes „Putzianum“ (d. i.: „Zeit ist's (Ps. 119,126). Gedanken über das jüdische Bildungsproblem des Augenblicks“) und bemerkte dazu, drei Tage später, am 12.4.17: ...*Der Rabbinerstand! Lazarus hat zwanzig Schulstunden, ausserdem das Rabbinat, wöchentlich eine Predigt ... wo soll da die Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit herkommen! Wir waren uns ganz einig darüber. Den Knalleffekt „Lehrer [und zugleich] Akademiemitglied“ verschwieg ich im übrigen, zwecks besserer Wirkung, wenn er es später liest; er wird denken, ich hätte es erst nach Üsküb geschrieben!*

Für den noch so jungen Prediger Lazarus war es nicht gerade einfach, Rosenzweig von seinen Rednerqualitäten zu überzeugen. Rosenzweig schilderte seinen Eindruck vom Gottesdienst: ...*nach dem Einheben [der Torarolle] predigte Lazarus, ganz nett, obwohl in den Sentimentalitäten noch ohne Glaubwürdigkeit; er ist noch zu jung und lustig. Da er inzwischen gemerkt hatte, dass die drei christlichen Offiziere dabei waren, legte er ohne rechten Zusammenhang eine patriotische Donner- und Blitzeinlage ein. Er war übrigens, da er am Mittag des Freitags einen Wagenunfall (in Üsküb gibt es Droschken!) gehabt hatte, im Verband und salbenbeschmiert im Gesicht.*

Zwischen beiden scheint es regen Austausch auch über Literatur gegeben zu haben. So bittet Rosenzweig die Eltern im selben Brief, Paul Lazarus ein bestimmtes Buch zuzusenden, „Worte Mosis“ (ein Jugendwerk des Prager und späteren Jerusalemer Philosophen Hugo (Schmuel) Bergmann, ein Freund von Felix Weltsch, Franz Kafka und Max Brod) in welchem vor allem die redaktionelle Einheit des Fünfbuchs hervorgehoben und Mose als Vater und Meister der Prophetie gewürdigt wird. Der Auftrag an die Eltern lautete knapp: *Bitte in meinem Auftrag an Feldrabb. Dr. Lazarus, Etappeninspektion 11. Armee schicken [Hugo] Bergmann, „Worte Moses“ (ist aus einer Sammlung „Worte Kants“, „Worte Soundosos“ usw.)*

Auch zu dem muslimischen Schulmeister des Ortes nimmt Rosenzweig – zusammen mit Lazarus – Kontakt auf, und er wird dem Lehrer ein Lehrer, wenn er schreibt: *Ich wollte nun dem Schulmeister auch etwas beibringen und bat ihn, mir die Stelle aufzuschlagen: Allahs ist der Osten, Allahs ist der Westen usw., er zeigte es mir an gleich zwei Stellen und darauf erzählte ich ihm, dass der „grösste deutsche Dichter Goethe“ dies so übersetzt hätte: Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident, nord- und südliches Gelände ruhn im Frieden seiner Hände; sprach es ihm so klangvoll wie ich es konnte vor und übersetzte es ihm ins Arabische. Worauf er sehr höflich antwortete, dass Allah der Gott aller Völker sei, der Deutschen etc.*

Und wenig später erzählt Rosenzweig weiter: *Vor 3 holte ich Lazarus bei Navarros ab... Mit Lazarus ging ich nun wieder zu dem Schullehrer [in die Moschee]. Diesmal war der ganze Raum voller Kinder, an einem langen Tischchen die Jungen, an einem kürzeren die Mädchen, ca. 30 + 20. Nun liess er einen Jungen Koran aufsagen, in einem rasenden Tempo; nur auswendig, verstehen tun sie es nicht; ich fragte nach den Mädchen; da musste auch eins heran und sagte auf, immer noch schnell genug, aber doch so, dass ich zum Teil folgen konnte. Wir haben ja überhaupt über die Stellung der Frau im Islam falsche Vorstellungen. Es gab wieder Tee, ich repetierte meine Lektion von gestern, fügte die kleine antichristliche Bekenntnissure [Sure 112], eine der letzten, hinzu und benutzte die Gelegenheit zur Decouvrierung meiner eigenen Östlichkeit. Durch den Jungen, der deutsch konnte war ich nicht allzu sehr gezwungen, arabisch zu sprechen. Abends ging ich wieder ins Ghetto ...*



Lazarus hatte, wie manche andere Rabbiner und auch jüdische Soldaten, begonnen, sich mit der Geschichte und Lage der Bevölkerung vor Ort zu befassen. Nach Kriegsende veröffentlichte er einen Aufsatz: „Einiges über die Spaniolen in Serbien, Mazedonien, Bulgarien“ (*Im Deutschen Reich, Zeitschrift des Centralvereins der Bürger jüdischen Glaubens*, 1919, Nr. 1, S. 22-30, online auf *compactmemory*).

Doch nicht nur die Situation vor Ort, sondern auch die Heimatgemeinde, in der Paul Lazarus seit September 1914 neben Salomon Samuel wirkte, war Gesprächsthema zwischen beiden Kriegsteilnehmern: *In Essen gibt Lazarus viel Hebräisch, aber – heimlich! Er sagt, wenn ein Vater es anzeigte*

(sich beklagte), dann würde es verboten werden. Franz Rosenzweig begründete das Vorbild, das Frankfurter Freie Jüdische Lehrhaus; Paul Lazarus das Jüdische Lehrhaus in Wiesbaden. *mb*

Die Zitate sind entnommen: Franz Rosenzweig: Briefe. Unter Mitwirkung von Ernst Simon ausgewählt und herausgegeben von Edith Rosenzweig. Berlin: Schocken Verlag 1935 – sowie: ders., Feldpostbriefe. Die Korrespondenz mit den Eltern (1914–1917). Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang D. Herzfeld, Freiburg/München: Verlag Karl Alber 2013. 637 S., 99 Euro. ISBN 978-3-495-48553-8 (Leider eine sehr unzuverlässige Edition.)



Es waren die Jahre vom Beginn des Jahrhunderts bis zum Untergang des deutschen Judentums, als in Deutschland eine Generation von modernen Rabbi-

ern heranwuchs und wirkte, die in der Wissenschaft des Judentums und überhaupt in den Wissenschaften geschult war, aber zugleich ihren Sinn auf die Gesamtheit des jüdischen Lebens richtete. Es war die Epoche Leo Baecks, Nehemia Nobels und Franz Rosenzweigs. Von diesen und vielen anderen Persönlichkeiten gingen starke Einflüsse auf die jüngeren Rabbiner und auf das gesamte jüdische Leben aus. Die Gemeinden wandelten sich. Es wuchs die Einsicht von der Notwendigkeit eines gut fundierten Religionsunterrichts, einer intensiven Jugendpflege. Lehrhäuser nach dem Frankfurter Vorbild wurden gegründet, die soziale Arbeit wurde auf eine moderne Basis gestellt, geschulte Sozialarbeiter und Jugendrabbiner wurden angestellt. Es war eine wunderbare Blüte des jüdischen Lebens, die sogar noch in den ersten Jahren der Naziherrschaft andauerte, bis sie im Jahre 1938 ein tragisches Ende fand.

Indem wir dieser Zeit und dieser Rabbiner-Generation ein bescheidenes Denkmal setzen, glauben wir, das Andenken an Paul Lazarus zu vertiefen. Denn er hat hier an all den genannten Bestrebungen den aktivsten Anteil genommen. Er war einer der besten Exponenten seiner Zeit.

Schlomo F. Rülff, 11. Januar 1961, in: Paul Lazarus Gedenkbuch. Beiträge zur Würdigung der letzten Rabbinergeneration in Deutschland. Hrsg. von Schlomo F. Rülff. Jerusalem, The Jerusalem Post Press, 1961 (Foto: Gidal-Bildarchiv)

Jüdisches Schulwesen

Aktionstage Politische Bildung im Steinheim-Institut

„Jüdische Schulen“ waren das Thema des Seminars zu den Aktionstagen Politische Bildung, das zum fünften Mal im Steinheim-Institut stattfand. Wir bringen hier Auszüge, Zusammenfassungen und Texte zu den fünf Vorträgen, die reges Interesse beim Publikum fanden.

In ihrem Vortrag sprach Frau Prof. Gisela Miller-Kipp über jüdische Volksschulen im Regierungsbezirk Düsseldorf zwischen 1815 und 1945. Die Geschichte dieser Schulen, ihr Beitrag zur Kulturgeschichte der deutschen Juden ist bisher kaum untersucht worden. Frau Miller-Kipp stellte die historisch-politischen Bedingungen, die Schulgesetzgebung und die lokalen Schulverhältnisse im Regierungsbezirk dar, sprach über die institutionelle Entwicklung und schließlich auch über die Akteure: Lehrer, Gemeindevorstände, Eltern. Der verbreiteten Auffassung, das jüdische Elementarschulwesen sei vom Mangel geeigneter Lehrer und vom Prozess der Akkulturation geprägt worden, setzte sie ihre These entgegen, dass Diskontinuität, Disparitäten und Diachronie bestimmt gewesen. Die detaillierte Untersuchung der institutionellen Entwicklung bietet eine hervorragende Grundlage für weitere Forschung zum jüdischen Schulwesen, die ebenfalls im Steinheim-Institut geplant ist. Die Darstellung der schwierigen Lage der jüdischen Elementar- und Religionslehrer vor 1872 erweckte besonders großes Interesse der Zuhörer. Sie war gekennzeichnet durch die Abhängigkeit von den Gemeindevorständen, die Kurzfristigkeit der Verträge, die Belastung mit vielfältigen Tätigkeiten, die Schwierigkeiten bei Beschaffung (und Bezahlung) von Lehrmitteln, die materielle Not, die die gesamte Lage der Lehrer als „elend“ zu bezeichnen berechtigt. Dies führte nicht zuletzt auch zu ihrer gesellschaftlichen Exklusion. Dazu drucken wir einen Ausschnitt aus dem Buch von Miller-Kipp ab.

Gisela Miller-Kipp – Jüdische Elementarschullehrer

Einsamkeit gehörte im abgesteckten Zeitraum zur Grunderfahrung der Lehrer der jüdischen Volksschulen. Sie setzte sich aus seelischer Vereinsamung und sozialer Vereinzelung zusammen; letztere wird von Menschen mit an sich geselligem Beruf zumeist als besonders „bitter“ empfunden.* Die Einsamkeit hatte auch einen handfesten Grund: die Lehrer hatten keine eigene Wohnung oder hausten in einer nur mit dem Nötigsten dürftig ausgestatteten Kammer. Beide Unterkunftsfälle sind kontaktfreudlich und wirken sich sozialfeindlich aus.

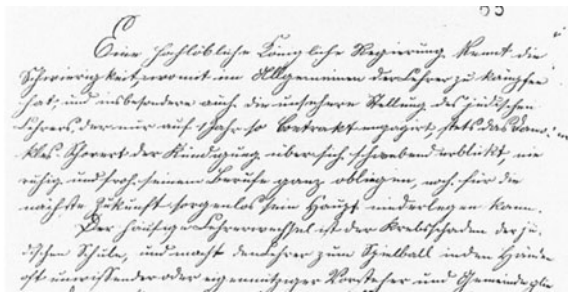
Im ersten Falle logierte der Lehrer bei jüdischen Familien, und das im wöchentlichen Wechsel. Seine „Gastgeber“ waren in der Regel zugleich Eltern seiner Schüler, was den Lehrer natürlich in einen Rollenkonflikt brachte, vor allem aber: an ein Privatleben, insbesondere an ein Privatleben als Mann, war

unter solchen Umständen nicht zu denken – die sozialmoralische Kontrolle in einem solchen Wohnverhältnis kann man sich unschwer vorstellen. Sie adiierte sich zur sozialmoralischen Kontrolle der engen Nachbarschaft in der Synagogengemeinde unliebsam hinzu. – Selbstverständlich konnte ein Lehrer Glück mit seiner Gastfamilie haben, sie nahm ihn freundlich auf, es gab genug zu essen und vielleicht auch so etwas wie Familienanschluss. Diese proto-familiale Einbindung hätte jedoch aushäusige Kontakte eher erschwert. Sie ist aber auch nicht überliefert. Überliefert ist hingegen wechselseitiges Befremden.

Sozialkontakte boten sich auch im zweiten Unterkunftsfall kaum an. Der Lehrer hauste in einer Kammer mit Bett, Tisch, Waschschüssel, Nachtgeschirr und Ofen; mehr Wohnlichkeit ließ sein Einkommen nicht zu, und mehr billigte ihm auch die Gemeinde nicht zu, falls sie das „Wohnzimmer“ – hier und dort zugleich das Schulzimmer – stellte. Selbstredend sparte sie auch in diesem Punkte, wo sie konnte, vornehmlich bei Beleuchtung und Beheizung. Gastlichkeit ließ sich unter solchen Wohnumständen nicht eigentlich entfalten, Damenbesuch ließ die soziale Kontrollgemeinschaft nicht zu.* So blieb der Lehrer auf außerhäuslichen Sozialkontakt angewiesen, konnte sich aber aus Armut den dazu tauglichen Besuch eines Wirthauses oder einer Tanzdiele kaum leisten – wenn er dort denn überhaupt gelitten war.

Denn die herausgehobene amtliche Stellung des Lehrers brachte mit sich, dass man ihm von vornherein kritisch-prüfend begegnete, und dies eher im Modus des Misstrauens als im Modus des Wohlwollens. Der Lehrer musste die Erwartungen des Gemeindevorstands und des Gemeindegremiums – der Elternhäuser – erfüllen und beider Wahrnehmungsschemata entsprechen, letzteres bezogen auf seinen Beruf *und* auf seine Person. Mithin erstreckte sich die gesellschaftliche Kontrolle auf: seine Kompetenz, seinen Sozial- und Moralcharakter, seine Sprache, seine Umgangsformen und seine äußere Erscheinung, diese sowohl in Physiognomie als auch in der Kleidung – für alles gab es normierende formelle (besonders dem Amt des Religionslehrers und, gegebenenfalls, dem des Kantors zugehörige) und informelle Codices – kurzum: der Lehrer hatte kaum sozialen, geschweige den individuellen Spiel- oder Bewegungsraum. Eckte er an, waren soziale Isolierung oder auch gleich die Kündigung die Folge – die lokale Rekonstruktion kennt viele solcher Fälle.

* Nachweise siehe: Gisela Miller-Kipp: Zwischen Kaiserbild und Palästina. Die jüdische Volksschule im Regierungsbezirk Düsseldorf (1815–1945). Archive, Dokumente und Geschichte. Köln, Böhlau, 2010. S. 310f.



Eine [damalige Obrigkeitsanrede] hochlöbliche Königliche Regierung kennt die Schwierigkeiten, womit im Allgemeinen der Lehrer zu kämpfen hat, und insbesondere auch die unichere Stellung des jüdischen Lehrers, der nur auf 1 Jahr so Contract engagiert, stets das Demokles-Schwert der Kündigung über sich schwebend erblickt, nie ruhig und froh seinem Berufe ganz obliegen, noch für die nächste Zukunft sorgenlos sein Haupt niederlegen kann.

Der häufige Lehrerwechsel ist der Krebschaden der jüdischen Schule, und macht den Lehrer zum Spielball in den Händen oft unwissender oder eigennütziger Vorsteher und Gemeindeglieder.

Schreiben des Lehrers Louis Pollitz an die Regierung Düsseldorf, Juli 1854.

Transkription G. Miller-Kipp. Miller-Kipp, S. 355.

Auch seine wesentlichen Vorzüge, sein Wissen und seine Belesenheit, münzten sich für den Lehrer der jüdischen Volksschulen in Einsamkeit um.

Wenn sie nicht noch Analphabeten waren, so waren die erwachsenen Mitglieder der Jüdischen Gemeinde dem Lehrer doch an Bildung weit unterlegen, begegnetem dem bzw. ihm aber keineswegs mit Respekt – siehe Dienstbotenverhältnis –, sondern, allzumenschlich, mit Unsicherheit, Befremden, Ablehnung oder auch Neid. Das ist das Repertoire sozialer Distanzierung im zwischenmenschlichen Umgang. Man kann sich vorstellen, wie schwer es für die Lehrer war, nicht zu vereinsamen.

War mithin schon innerhalb der Synagogengemeinde Distanz, nicht Integration, das Grundmuster kollektiven Verhaltens gegenüber dem Lehrer, so erst recht in der Zivilgemeinde. Dort stieß der „Judenlehrer“ im Regelfall [es gab lokale Ausnahmen gesamtbürgerlich angesehener Lehrer] auf religiöse und sozial basierte Ablehnung sowie ohnehin auf geschlossene Geselligkeit, i. e. auf eingespielte Gesellschaftskreise und auf festgefügte Männerstammtische. Beide Sozialformen der Geselligkeit sind exklusiv. Allenfalls gab es einmal Kontakte zu Lehrerkollegen, wenn es diese barmte, und/oder wenn sie auch fachlich interessiert waren. An Kontakte zum anderen Geschlecht war hingegen nicht zu denken. Der außerhäusliche Ort dafür waren die Tanzdielen, aber „man konnte einer christlichen Jungfrau doch nicht zumuten, mit dem ‚Judenlehrer‘ zu tanzen oder gar zu flirten“ (ANDORN 1937–1940, Eintrag vom 30.10.1940).

Der „Judenlehrer“ vereinsamte also auch in dieser speziellen zwischenmenschlichen Hinsicht, seine Heiratsprospekte waren von Grund auf (Armut, Fremdheit, Isolierung) schlecht. Heiratete er, was im abgesteckten Zeitraum die Ausnahme geblieben sein dürfte*, geriet er mit großer Sicherheit ins Elend. Denn dann stellten sich seinerzeit zwangsläufig Kinder ein, und die konnte er von seinem Hungerlohn nicht ernähren – überliefert ist ein Fall, in dem der Lehrer seine Familie zu Verwandten schicken musste, um sie durchzubringen.

So formten Dienst-, Wohn- und Sozialverhältnisse aus den Lehrern der jüdischen Volksschulen im RBD [Regierungsbezirk Düsseldorf] ein Kollektiv herumziehender Jungesellen, mehr oder weniger gut gepflegt, immer auf der Wanderschaft, i. e. auf der Suche nach einer leidlichen Anstellung, und nirgends recht zu Hause.

Harald Lordick

Jüdische Freischulen zu Beginn der Emanzipation

Die erste Gründung dieser Art war die *Jüdische Freischule Berlin* (1778–1925), weitere bekannte jüdische Freischulen waren: *Königliche Wilhelmschule*, Breslau (1791–1848), *Herzogliche Franzschule* (Jüdische Haupt- und Freischule), Dessau (1799–1869), *Jacobsonschule*, Seesen (1801–1922), *Philanthropin*, Frankfurt am Main (1804–1942), *Samson-Schule*, Wolfenbüttel (1807–1928), *Israelitische Freischule*, Hamburg (1815–1933).

Intention und Programm der Freischulen zielten auf die gesellschaftliche Integration der Juden. Mittellose Kinder waren von der Zahlung des Schulgeldes befreit. Unterrichtet wurde (auch oder nur) in den ‚profanen‘ Fächern; der Unterricht vermittelte Fähigkeiten, die für Berufe in Gewerbe, Handwerk und Industrie relevant waren. Das Angebot bestand faktisch zunächst eher nur für Knaben, nicht für Mädchen (nicht aus programmatischen, sondern praktischen Gründen, insbesondere wegen der sehr einfachen räumlichen und personellen Ausstattung). Aus den pragmatischen Anfängen entwickelte sich eine sukzessive Institutionalisierung des jüdischen Schulwesens. Es blieb das ganze 19. Jahrhundert hindurch Handlungsfeld, so des 1869 gegründeten *Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes* (DIGB). Für den selben Zeitraum blieb die Berufsorientierung (Handwerk, Industrie) aktuell, aber zunehmend außerhalb der Schulen, etwa durch die Gründung von entsprechenden Vereinen zur Unterstützung des Handwerks.

Diese Berufsorientierung der Anfangszeit, insbesondere unter dem Einfluss der Schrift *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden* (1783) von Christian Wilhelm Dohm, stieß ohnehin auf nicht geringe Schwierigkeiten und Enttäuschungen, weil die (nichtjüdische) Gesellschaft sich für diese Art der Qualifikation als nicht durchlässig erwies. Welchen Sinn machte es, der jüdischen Jugend zu anerkannten Schulabschlüssen zu verhelfen, wenn sich dann nicht auch die Berufswelt öffnete? Wo formale Schranken gefallen waren, da zeigten sich unmittelbar die zähen gesellschaftlichen Widerstände.

Die Schulen öffneten aber auch ein Wirkungsfeld, das man zunächst so gar nicht im Blick gehabt hatte: Seminarien zur Lehrerausbildung entstanden, aus Schülern wurden Lehrer, die den aufgeklärten Geist der Freischulen weitertrugen. Samuel Meyer Ehrenberg als Lehrer, Jost und Zunz kann-



Schüler des Realgymnasiums
Jawne in Köln

ten aus eigener Erfahrung als Schüler in Wolfenbüttel sowohl die überkommenen Verhältnisse als auch die nun neuen Freischulen und waren sich einig: „Wir sind buchstäblich aus einer mittelalterlichen Zeit in eine neue an einem Tage übergegangen...“ (Zunz) – die Freischulen hatten jüdische Schulbildung in geordnetere Bahnen gelenkt.

Beata Mache - Das Philanthropin zu Frankfurt

In Frankfurt am Main, einer durch traditionelles Torastudium geprägten jüdischen Gemeinde, entstand 1804, acht Jahre nach dem Fall der Ghetto-mauer, eine Freischule für arme jüdische Kinder, die sich säkularer Bildung, der „Aufklärung und Humanität“ verschrieb. Engagierte Kaufleute begründeten sie in der Erkenntnis, dass „der Grundächter Cultur und Bildung einer Nation, einzig und allein auf gut organisirten Lehr- und Erziehungs-Instituten beruht“. Die Schule wurde von genauso engagierten Bürgern finanziell unterstützt. Hervorragende Lehrer, Isaak Marcus Jost, Michael Creizenach, Joseph Johlson, ein kompetenter Schulleiter, Michael Heß, machten aus der anfänglich in zwei kleinen Räumen untergebrachten Schule, die sich stets den wechselnden politischen Verhältnissen anpassen musste, eine repräsentative Bürgerschule und ein bedeutendes Zentrum des deutschen Reformjudentums.

Weitere Lehrer- und Schülergenerationen reformierten die Schule, entwickelten sie hin zu einer Bildungseinrichtung, die von der Vorschule bis zum Abitur teilweise bis zu 900 nicht nur jüdische Schüler unterrichtete. Nach 138 Jahren kam das jähe Ende durch das Verbot der Beschulung jüdischer Kinder in der NS-Zeit.

Thomas Kollatz - Orthodoxe Pädagogik

Unter dem Titel *Über den gegenwärtigen Zustand jüdischer Religionsschulen* erscheint 1847 eine für die orthodoxe Einschätzung der schulischen Verhältnisse der 1840er Jahre beispielhafte Artikelserie im orthodoxen Organ *Der Treue Zionswächter*.^{*} *Jener ... auffallende Mangel an pädagogischer und methodischer Erkenntniß, jene Einseitigkeit des Wissens und Denkens, womit ehemals, vor noch nicht fünf Jahrzehnten größtentheils Nicht-Deutsche ihren Geburtsort und früheren Erwerbszweig aus unzulänglichen Mitteln verließen ... ist nunmehr im Verschwinden begriffen.*

Die Vertiefung pädagogischer Kenntnisse unter der nun sprachgewandten Lehrerschaft wird im Interesse der zu erziehenden Kinder rundweg begrüßt. Nicht Mangel an Pädagogik und Methodik sind das Problem.

Dennoch durchgängig weit weniger Religiosität und ... Kenntniß der heiligen Bücher als früher!

Die Misere gründet in um sich greifender religiöser Indifferenz unter Eltern und Lehrerschaft sowie Desinteresse gegenüber pädagogischen Fragen. Doch Pädagogik ist auf das Zusammenspiel von Elternhaus, in Gesamtgemeinde und Schule angewiesen.

Die eigentliche häusliche religiöse Erziehung ist es ganz vorzüglich, die unzertrennlich mit der Schule Hand in Hand gehen soll.

Religion ist nicht angeboren, muss erlernt werden. Wie der naturwissenschaftliche so bedarf auch der Religionsunterricht der Anschauung:

Erziehung allein ist es, die durch Bildung zur Moralität und Religiosität uns zur wahren Freiheit führt.

So stellt sich die intendierte Konsolidierung der deutschen Orthodoxie vor allem als pädagogische Herausforderung. Erziehung wird zur alle Lebensbereiche umfassenden Aufgabe.

Ursula Reuter - Jawne in Köln

Auch im 20. Jahrhundert entstanden neue jüdische Schulen: Das private Jüdische Reform-Real-Gymnasium *Jawne* in Köln wurde 1919 von den beiden mit der orthodoxen Gemeinde „Adass Jeschurun“ verbundenen Rabbinern Carlebach und Wolf initiiert. Ein mutiges Projekt in schwierigen Zeiten – in der Weimarer Republik gab es nur etwa ein Dutzend höherer jüdischer Schulen, und die *Jawne* war die einzige in der Rhein-Ruhr-Region. Zunächst wurde sie vor allem von Jungen und Mädchen aus orthodoxen Familien und solchen, die aus Osteuropa zugewandert waren, besucht. Nach 1933 zog die *Jawne* SchülerInnen aus ganz unerschiedlich geprägten Elternhäusern und der weiteren Umgebung an. Für fast alle war die Schule nicht nur Lernort, sondern auch Schutzraum. Bis 1941/42 konnte der Schulbetrieb unter zunehmend katastrophalen Umständen aufrecht erhalten werden. Drei Wochen nach dem endgültigen Verbot der jüdischen Schulen in NS-Deutschland am 30.6.1942 wurden fast alle LehrerInnen und SchülerInnen, die nicht hatten emigrieren können, deportiert und ermordet.



Der Sitz des Philanthropin
1908–1942

^{*}Hollander, „Über den gegenwärtigen Zustand jüdischer Religionsschulen“, TZW (1847) 3/13; 3/2 3. 12.

Hans Mielzynski

Frankfurter, Zionist, Jewish-Brigade-Soldat, Retter und Helfer

Hanna Eckhardt

„Liebste Chawa!“ Mit dieser Anrede beginnen einige hundert Briefe, die wunderbarerweise Jahrzehnte lang im Keller eines Privathauses im US-amerikanischen Staat New York lagerten. Sohn und Schwiegertochter des Verfassers hatten das Gros bei ihrem Umzug von Israel in die USA mitgenommen, später aus Israel noch Ergänzungen erhalten. Ihre Bedeutung wohl ahnend, haben sie sie – wenn auch nicht nach archivalischen Gesichtspunkten – aufbewahrt. Zu Zeit erwägen sie die Abgabe des Konvoluts an ein großes Archiv oder eine Forschungsstätte.

Die „liebste Chawa“ war als Eva Müller 1910 in Berlin geboren. Der Verfasser war ihr Mann, Hans „Chanan“ Mielzynski.

„Die Geburt eines strammen Jungen“ am 19. März 1914 beehrten sich anzuzeigen „Siegfried Mielczynski und Selma, geb. Stein, Frankfurt am Main, Cronberger Straße 20“. Siegfried Mielczynski, Kaufmann, 1884 in Gnesen/Schlesien (jetzt: Gnezno/Polen) geboren, Selma (* 1889) aus Hessen gebürtig. Der kleine Hans Friedrich musste bald seinen Vater in den Ersten Weltkrieg verabschieden, die Mutter kämpfte in einem Tuberkulose-Sanatorium einen Krieg, den sie nicht gewinnen konnte. Berliner Verwandte kümmerten sich um den Halbweisen, auch der Vater zog nach der Rückkehr aus dem Krieg nach Berlin, wo etliche Familienangehörige lebten, und heiratete wieder. Einige wenige erhaltene Familienfotos präsentieren eine gutgelaunte Familie, man machte Urlaub in den Bergen. Nach dem frühen Tod des Vaters (1929) wurde Hans von Großmutter und Stiefmutter erzogen, zusammen mit seiner Cousine Ruth.

Laut eigenem und dem Bekunden seines besten Freundes fand er als Jugendlicher den Weg zum Zionismus und zu einer sozialistischen Weltanschauung. Eine Fotografenlehre in dem renommierten Berliner Haus „Foto-Klinke“ (das bis vor wenigen Jahren bestand) schloss er im Herbst 1932 ab, um danach für ein Vierteljahr im Kaufhaus „Tietz“ (nachmals Hertie) in der Photo- und Radioabteilung zu arbeiten. Februar 1933 dann die Entlassung. In den nächsten Jahren verschiedene Tätigkeiten, Geld sparen für die große, tragende Idee: auf nach Palästina! Auf der dänischen Insel Fyne absolviert er seine „Hachschara“, die vorwiegend landwirtschaftlich geprägte Ausbildung junger Juden vor der „Aliyah“, der Einwanderung

und Ansiedlung im damals noch englischen Mandatsgebiet Palästina. Nach seiner Rückkehr arbeitet er als Assistent der Reichsvereinigungs-Funktionäre Georg Landauer, Kurt Blumenfeld und Max Kreuzberger in der Meineckestraße in Berlin. Hier trifft er auf Dr. Martha Wertheimer, wie er aus Frankfurt stammend. Martha Wertheimer, Pädagogin, Journalistin, Schriftstellerin, inzwischen leitende Redakteurin des „Israelitischen Familienblattes“, der auflagenstärksten jüdischen Zeitung in Deutschland nach 1933, teilt mit ihm das Ziel der Sehnsucht: Palästina. Er erreicht mit dem Dampfer „Gerusalemme“ im Frühjahr 1937 das Gelobte Land, wird Mitglied des Kibbutz *Givat Haschloscha*, so wie sein lebenslanger bester Freund Gerd Sorenson, ebenfalls gebürtiger Frankfurter. Die beiden jungen Männer heiraten dort zwei junge aus Deutschland stammende Frauen, sind wechselseitig Trauzeugen. Martha Wertheimer bereist im Herbst 1937 im Auftrag ihrer Zeitung das Land, sie besucht ihre jungen Freunde im Kibbutz, kehrt zurück mit einer mehrteiligen Zeitungsreportage „Tapferes Eretz Israel“ über das gefährvolle, schwierige und doch beglückende Siedlerleben. Hans und seine Eva werden Eltern eines kleinen Jungen – und verlieren ihn nach sechs Monaten durch die Ungeschicklichkeit einer Säuglingspflegerin, das Kind stirbt an einem Gehirnhämatom. Sie verlassen den Kibbutz, orientieren sich neu, schließen sich in *Ra'anana* einer Gruppe an, die einen neuen Kibbutz gründen will. In Europa tobt derweil Krieg. Hans arbeitet hart, seiner Berufung zum Kibbutznik treu. Ein berufliches Angebot Kurt Blumenfelds schlägt er aus. Er geht zur Arbeit in die „Hölle“: in die Pottasche-Fabrik nach Sodom am Toten Meer. Bald zwei Jahre hält er dort durch, lernt eine Lokomotive steuern und seine administrativen Fähigkeiten in der Arbeitsorganisation des Werkes einzubringen. Gern würde er sich der „Jewish Brigade“ anschließen, die die Briten im Sommer 1944 zur Bekämpfung der Nationalsozialisten zusammenstellen. Allein der Kibbutz gibt ihn vorerst nicht frei. Ende 1944 klappt es dann doch: Er geht, wie seine Freunde Gerd und Helga, in ein militärisches Ausbildungscamp in Ägypten. Seine Frau – mittlerweile haben sie wieder einen kleinen Sohn – bleibt im Kibbutz, erhält fast täglich Post von ihm. Im Frühjahr 1945 nimmt er teil an den letzten Kämpfen in Oberitalien gegen die italienischen Faschisten und die mit ihnen verbünde-



ten Nazis. Ein kurzer Heimaturlaub folgt, und nach Kriegsende finden wir ihn in Westeuropa: in Frankreich, Belgien, in den Niederlanden. Er kümmert sich um überlebende Juden aus den Konzentrationslagern, motiviert sie zur Aliyah und ist „Bricha“-Aktivist. In abenteuerlichen Aktionen schleusen er und seine JB-Freunde junge jüdische Überlebende aus Deutschland, schaffen sie auf illegale Schiffe, die Palästina ansteuern – und oft aufgebracht werden. Die Flüchtlinge werden in Lagern interniert, die Dramen sind wohlbekannt, siehe „Exodus“.

Im Januar 1946 wird Hans Mielzynski nach Deutschland beordert. Er kümmert sich um die „Kinder von Blankenese“ in der Warburg-Villa, wie sein Freund Erich Stiefel (Ehud Ben Jehuda) aus Gelsenkirchen. Er betreut DPs im Camp Belsen, reist nach Düsseldorf, Bonn, Köln, Frankfurt, auf den Gehringshof („Kibbuz Buchenwald“) bei Fulda, ist fast tagtäglich in einer anderen Stadt. In das Auto, das ihn von Ort zu Ort bringt, lässt er sich eine Vorrichtung montieren, um eine Schreibmaschine benutzen zu können. Er forscht nach den Schicksalen von Verwandten und Freunden in Deutschland, nach Angehörigen von Kibbuzmitgliedern. Um so oft die schrecklichste Nachricht zu erfahren: deportiert und ermordet. Er arbeitet rastlos, schläft wenig, isst kaum. Er ist unzufrieden mit dem, was er erreicht hat, und beklagt sich über die schlechte Moral seiner Betreuten. Im April 1946 reißt ihn eine Erkrankung nieder, er schreibt erst Wochen später seiner Frau von einer schweren Angina, die mit Bordmitteln kuriert wurde und in deren Folge er in kurzer Zeit 10 kg Gewicht verloren hat. Zu dieser Zeit steht die JB schon dicht vor ihrer Auflösung. Hoffnungsvolle Signale an Frau und Kinder – im Februar wurde noch ein Sohn geboren, er kennt ihn nur von Fotos – : spätestens im August sind wir alle zuhause! Er sitzt auf gepacktem Rucksack.

Am 10. Juni 1946 findet Hilde Levison, seine Zimmervermieterin in Düsseldorf, ihn leblos auf dem Sofa. Die britischen Militärbehörden kümmern sich um den Todesfall, sie veranlassen eine Obduktion und die Untersuchung einer Weinflasche aus seinem Zimmer. Seine Witwe erhält niemals eine Mitteilung über das Ergebnis. Die Armbanduhr, die der Vater in Europa gekauft und schon wochenlang am Handgelenk getragen hatte, und der angekündigte Metallbalken erreichen den fast sechs Jahre alten Sohn nicht. Ledig-

lich die Briefe an Chawa und den Sohn Yoram, sein „Goldkind“, bleiben erhalten. Den 1946 geborenen Raphael konnte er nie im Arm halten.

Auf der Suche nach Auskünften über Martha Wertheimer, über die ich seit vielen Jahren biografisch forsche, kam ich in Kontakt mit Hans M.s Freund Gerd/Gershon Sorenson. Das war 1995. Er wollte für mich eine Verbindung mit den Familien der beiden Söhne herstellen – jedoch das kam nie zustande, er mutmaßte, sie hätten kein Interesse. Was damals bloß schiefging? Bald 20 Jahre später – wir schreiben nun das Jahr 2013! – stieß ich beim „Googeln“ auf ein Film-script. Es gelang mir, den Autor zu finden: Er ist der Schwiegeronkel von Hans M. Dieser brachte mich in Kontakt zur Familie des älteren Mielzynski-Sohnes und dessen Schwiegereltern. In deren Haus haben mehr als 300 Briefe, geschrieben zwischen 1940 und 1946, überdauert – fast alle mangels Deutschkenntnissen ungelesen. Inzwischen konnte ich ihnen einige Dutzend davon übersetzen – so lernt nun die Familie den Vater, den Schwiegervater, den Großvater kennen. Wieviel besser hätte ich helfen können, wären wir schon in den 1990er Jahren in Verbindung gekommen!

Schließlich erinnerte ich mich an eine in Israel lebende, inzwischen über 100 Jahre alte Ex-Frankfurterin, die mir auch im Zuge meiner Martha-Wertheimer-Forschungen begegnet war, sie korrigierte mir damals die Schreibweise des Namens Mielzynski, ihr Mann hatte auch so geheißt... Gretel Meroms inzwischen verstorbener Mann war ein Cousin von Hans gewesen, und vor einigen Monaten begegnete sie der Familie von Hans' jüngerem Sohn in Haifa ... sie hatten nichts voneinander gewusst.

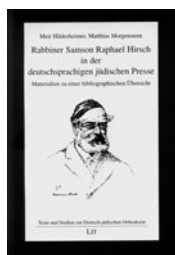
Hans Mielzynski liegt auf dem jüdischen Friedhof in Putte, nahe bei Antwerpen, begraben. Er darf nicht vergessen werden. „Sein“ Kibbuz Gal-Ed, den er mitgegründet, aber nie erlebt hat, ruft seinen Namen bei einer alljährlichen Gedenkveranstaltung auf.



Buchgestöber

Rabbiner Samson Raphael Hirsch

Samson Raphael Hirsch (1808–1888) – eine, wenn nicht gar *die* Zentralgestalt der deutschen jüdischen Orthodoxie des 19. Jahrhunderts, deren Ausstrahlung noch heute, nun in andere Sprachen übersetzt, sichtbar ist. Hirsch war Rabbiner in Oldenburg, Emden, im mährischen Nikolsburg (Mikulov) und schließlich seit 1851 in Frankfurt am Main, die neu gegründete „Israelitische Religionsgesellschaft“ führend. Bis heute bekannt und umstritten seine radikale Ablehnung des liberalen Judentums und sein



Meir Hildesheimer, Matthias Morgenstern: Rabbiner Samson Raphael Hirsch in der deutschsprachigen jüdischen Presse. Materialien zu einer bibliographischen Übersicht (Texte und Studien zur deutsch-jüdischen Orthodoxie). Berlin: LIT 2013. 356 Seiten. 39.90 Euro. ISBN 978-3-643-11499-0

Ideal einer Synthese von „Tora mit ,derech erez““ (mit „westlich-moderner Bildung“, wie die Herausgeber der neuen Reihe den in seiner Bedeutung schillernden Begriff „derech erez“ knapp fassen.

Das Buch kommt bescheiden daher: „Materialien“ will es versammeln – doch das sollte nicht täuschen. Es wertet ein breites Presse-Spektrum (dazu Archive u.a.m.) gründlich und sorgfältig kommentierend aus, so dass ein bis ins feinste Detail gezeichnetes, naturgemäß widersprüchliches Erscheinungsbild der bedeutenden Persönlichkeit für alle Leser und Nutzer entstehen kann: neun Zeitschriften in all ihren längeren und kürzeren Äußerungen, Nachrichten, Überlegungen, Spekulationen, Urteilen, Polemiken (zahlreich und scharf!) usw. bis hin zu privaten Gesuchen und Anzeigen. Vieles wird wörtlich zitiert, längere Beiträge sind gut nachvollziehbar und nüchtern zusammengefasst. Einführungen allgemeiner und auf die ausgewerteten Zeitschriften bezogener Art fehlen nicht.

Aufgeführt sind: *Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie*; *Allgemeine Zeitung des Judentums*; *Israelitische Annalen*; *Der Orient*; *Der Treue Zions-Wächter*; *Ben Chananja*; *Der Israelit*, auch das ungarische *Magyar Zsidó* (übersetzt) und *Die jüdische Presse*. Mit anderen Worten: „Linke“ und „rechte“ Blätter.

Nützliche Materialien bieten auch die Anhänge: Hirschs Kinder und Schwiegersöhne (ein „Netzwerk“), sowie Dokumente zum unversöhnlich ge-

führten Streit zwischen „Gemeinde-“ und „Austrittsorthodoxie“.

Das Personenregister bringt über 300 Namen, das geographische Register kennt gut 130 Orte. Diese Fülle verweist auf die Vielzahl der Anfragen und Fragen, die an den Rabbiner gerichtet wurden und jeweils Antwort erhielten. Hirsch galt und gilt als „kundig in allen Hallen der jüdischen Gelehrsamkeit“.

Meir Hildesheimer (Bar-Ilan Universität, Ramat Gan) und Matthias Morgenstern (Universität Tübingen) haben mit Chaya-Bathya Markovits wissenschaftlich originell fundierte Übersichten erarbeitet und reich annotiert. So werden aus bisher unbeachteter Perspektive Hirschs gediegene Bildung, seine religiöse und allgemeine Weltanschauung als auch seine schier unermüdliche Aktivität gezeichnet, wie sie seinerzeit ehrende und würdige wie auch polemisch-feindselige Reaktionen hervorrief. Ein gelungener Auftakt für die „Texte und Studien zur deutsch-jüdischen Orthodoxie“, denen man langlebigen Erfolg wünscht.

Miriam Gillis-Carlebach



Kinderbibeln im Lichte des christlich-jüdischen Dialogs

Nacherzählungen und Bilder in Kinderbibeln prägen schon im frühen Kindesalter Sichtweisen und Einstellungen und haben auch Einfluss auf Erwachsene. Das betrifft ganz besonders die Einstellung dem Judentum gegenüber. So können Kinderbibeln Quelle für Zerr- und Negativbilder sowie für sich tief einnistende antijüdische Vorurteile sein.



Volker Menke: Nur durch die Wurzel blüht auch ihr! Kinderbibeln im Lichte des christlich-jüdischen Dialogs. Berlin, Institut Kirche und Judentum 2014. 420 S. 29,80 Euro ISBN 978-3-938435-08-3

Die vorliegende Dissertation analysiert Kinderbibeln im Lichte des christlich-jüdischen Dialogs und kommt zu dem Ergebnis, dass diese Thematik in entsprechenden Veröffentlichungen weitgehend noch nicht berücksichtigt worden ist. Von daher gibt das Buch in einem Schlusskapitel Empfehlungen für die Gestaltung von Bibeln, durch die Kinder samt ihren Eltern zur Wertschätzung von Juden und Judentum und zur Erkenntnis geführt werden, dass es ohne Judentum kein Christentum

gäbe und dass der Glaube von Christen seine bleibende Wurzel im Judentum hat.

Eine für Eltern und Religionspädagogen zu empfehlende Lektüre. som

Ein großer Berliner Kantor

Ihre Goldmosaiken, Keramikkunst und die prächtige Ornamentik erinnerten an die Istanbuler Hagia Sophia: Die 1912 eingeweihte Synagoge an der Fasanenstraße zählte zu den repräsentativsten Synagogen Deutschlands. Ihre Orgel war so berühmt wie ihre Akustik. Bis zur Zerstörung am 9. November 1938 amtierte Magnus Davidsohn (1877-1958), ei-



Esther Slevogt: Magnus Davidsohn „Wir beten Geschichte“. Ein großer Berliner Kantor des 20. Jahrhunderts. Jüdische Miniaturen 145. Berlin: Hentrich & Hentrich 2013. 76 Seiten. 8,90 Euro ISBN 978-3-95565-032-2

ner der bedeutendsten Kantoren seiner Zeit, 27 Jahre als ihr Oberkantor. Nach England geflohen, gehörte er 1939 in London neben Rabbiner Salzberger zu den Gründern der einzigen liberalen Emigrantengemeinde Großbritanniens. Die biographische Skizze und vier Texte von Davidsohn zur Synagogalmusik zeigen dem Leser einen umfassend gebildeten und von großer Leidenschaft für seinen Beruf ergriffenen Berliner Kantor. jr

Eingegangene Bücher (Besprechung vorbehalten)

Juden in Niedersachsen auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft. Vorträge des Arbeitskreises Geschichte der Juden in der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Hrsg. von Werner Meiners und Herbert Obenaus. Göttingen, Wallstein 2014. 260 S. 29,90 Euro ISBN 978-3-8353-1533-4

Andreas Brämer schreibt in seinem Beitrag *Schule, Schlachthaus, Synagoge. Zur Situation jüdischer Lehrer in Hannover vor und nach der preußischen Annexion* über Gesetzgebung, Ausbildung, Einkommensverhältnisse und Selbstorganisation der Lehrer.

Peter von der Osten-Sacken: *Der Gott der Hoffnung. Gesammelte Aufsätze zur Theologie des Paulus.* Studien zu Kirche und Israel. Neue Folge 3. 660 S. 48,00 Euro ISBN 978-3-374-03086-6

25 Beiträge, davon fünf bisher unveröffentlichte, sind überarbeitet, mehrfach mit Ausblick in die jüdische und jüdisch-christliche Diskussion der Gegenwart.

Karin Huser: *Haltet gut Jontef und seid herzlichst geküsst. Feldpostbriefe des Elsässer Juden Henri Levy von der Ostfront (1916-1918).* Zürich, Chronos 2014. 167 S. 26,00 Euro. ISBN 978-3-03401-230-0

Ein einfacher Soldat, der traditionell-religiöse Elsässer Kaufmann Henri Levy, schrieb sechzig Briefe an seine Eltern und berichtete über seine Arbeit als Krankenwärter und Offizierskoch.

Briefe im Exil. Jüdische Emigranten in den USA. Lamed. Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur. Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur; Jg. 6, H. 2 (2013). 114 S.

Das Heft bietet Briefe von Leo Strauss, Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich Torberg und Selma Stern aus den Jahren 1938–1956, kommentiert von Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam Zaddoff, Michael A. Meyer, Friedrich Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott, Martina Steer und Hiltrud Häntzschel.

Katrin Dönges: *Zerstörte Zukunft. Die Deportation von Oberhausener Juden nach dem Proqram 1938.* Oberhausen, K.M. Laufen (Fokus Stadtgesellschaft; 1) 2013. 279 S. 22,00 Euro ISBN 978-3-87468-297-8

Die Studie zeigt anhand von 25 Beispielen, zu welchen tiefgreifenden Einschnitten die einzelnen Verfolgungsmaßnahmen im Leben der Oberhausener Juden geführt haben und wie auch bei denen, die fliehen konnten, der Holocaust tiefe Spuren hinterlassen hat.

Michael Mitterauer: *Historische Verwandtschaftsforschung.* Wien / Köln, Böhlau 2013. 248 S. 39,00 Euro ISBN 978-3-205-78876-8

Der Band fasst Studien zur Verwandtschaftsforschung, die sich aus der historischen Familienforschung entwickelt hat und wie diese ihre wesentlichen Impulse den gesellschaftlichen Veränderungen der jüngsten Vergangenheit verdankt, aus epochenübergreifender Perspektive zusammen. Leviratsehe, Inzestproblematik, Ziehkinder im Orient und Okzident werden auch thematisiert.

Integration versus Salafismus. Identitätsfindung muslimischer Jugendlicher in Deutschland. Analysen . Methoden der Prävention. Praxisbeispiele. Hrsg. von Wael El-Gayar und Katrin Strunk. Schwalbach/Ts. Wochenschau Verlag, 2014. 187 S. 19,80 Euro ISBN 978-3-89974944-1

Identitätsfindung muslimischer Jugendlicher in Deutschland, Analysen, Methoden der Prävention, Praxisbeispiele, Orientierungssuche, Angebote religiöser Extremisten, Symbole aus vordemokratischen Gesellschaften (14 Beiträge).

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A.
Annette Sommer

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Mitteilungen

Auf der **Vorschlagsliste „Welterbe“** stehen nun der jüdische Friedhof Altona in Hamburg, die SchUM-Städte Speyer, Worms und Mainz sowie die Alte Synagoge und Mikwe in Erfurt. Zur wissenschaftlichen Erforschung dieser jüdischen Kulturstätten trägt das Steinheim-Institut in hohem Maße bei, insbesondere mit seinen epigraphischen Editionen. *red*

Zu **Coding da Vinci**, einem „Kultur-Hackathon“, hatten die *Deutschen Digitale Bibliothek*, die *Servicestelle Digitalisierung Berlin*, die *Open Knowledge Foundation Deutschland* und *Wikimedia Deutschland* eingeladen. Kulturinstitutionen wollten gemeinsam mit interessierten Jugendlichen überlegen, „welche neuen Perspektiven und Fragestellungen sich im digitalen Umfeld für das kulturelle Erbe ergeben.“ Die strukturierten, mit einer entsprechenden Lizenz versehenen *epidat*-Daten des Steinheim-Instituts, die der Open-Data-Strategie folgen, präsentierte Thomas Kollatz. Welche Möglichkeiten offene Daten bieten könn(t)en, zeigte auch Harald Lordick am Beispiel seiner Web-App „Orte jüdischer Geschichte“. Die jungen Teilnehmer haben zehn Wochen Zeit, um aus den Daten der Institutionen im Rahmen des Wettbewerbs neue Anwendungen, Visualisierungen und auch Spiele zu entwickeln – hier sind vielfältige Fertigkeiten gefragt: Technik, Design, Programmierung, Kultur. Das Vorhaben „Poetic Relief - Grabsteininschriften“ plant zu *epidat* eine mobile Anwendung, die einen „neuen Zugang zu den Inschriften der epigraphischen Datenbank schafft, mit Fokus auf ansprechende Darstellung und Hervorhebung der Inschriften“, wie die Kreativen selbst formulieren. Wir drücken die Daumen. Die Preisverleihung findet am 6. Juli in Berlin statt. *red*

In Trostenez, am Rand der belarussischen Hauptstadt **Minsk**, errichteten die deutschen Besatzer eines der größten nationalsozialistischen Vernichtungslager. Obwohl hier 1941–44 zehntausende Menschen – einheimische und deportierte ausländische Juden, Kriegsgefangene, Widerstandskämpfer, Einwohner von Minsk und Umgebung – ermordet wurden, ist dieser Ort in Deutschland kaum bekannt. Dass sich dies endlich ändert und vor allem, dass auf dem Gelände nun eine Gedenkstätte entstehen wird, ist in hohem Maße der Initiative des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks (IBB) in Dortmund zu verdanken, das sich seit über 20 Jahren in Belarus engagiert. Am 8. Juni 2014 fand die offizielle Grundsteinlegung statt – durch

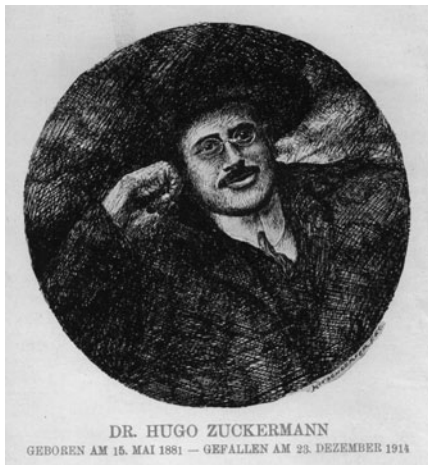


Präsident Lukaschenko höchstpersönlich. Aus Anlass der Gedenkfeierlichkeiten wurde vom IBB eine Reise „Lernen aus der Geschichte für eine gemeinsame Zukunft“ organisiert. Ein weiteres Ziel war der Stadtteil von Minsk, in dem im Juli 1941 das Ghetto eingerichtet wurde. Heute erinnert auf den ersten Blick fast nichts mehr an die wohl 80.000 Juden und Jüdinnen, die dort eingepfercht waren. Nur wenige von ihnen überlebten, zumeist durch die von dem jüdischen Widerstand organisierte Flucht in die Wälder. Im Oktober 1943 wurde das Ghetto „liquidiert“.

Minsk wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als sozialistische Musterstadt fast völlig neu errichtet, und so verschwanden auch die Überreste des ehemaligen Ghettos. In einem der ganz wenigen erhaltenen Gebäude befindet sich seit 2003 eine wichtige Erinnerungs-, Bildungs- und Forschungsstätte zum Zweiten Weltkrieg und zum Holocaust in Belarus: die Geschichtswerkstatt Minsk. Dieses Holzhaus liegt neben einem Park. Dass dieser einmal **ein jüdischer Friedhof war**, erkennt man nur an einigen hebräisch oder hebräisch-russisch beschrifteten Grabsteinen aus dem frühen 20. Jahrhundert, die auf dem Rasen ausgelegt sind. Daneben ist seit den 1990er Jahren ein kleiner Gedenkort entstanden, bestehend aus sieben Gedenksteinen, die in hebräischer, russischer und deutscher Sprache an die Juden aus Deutschland und Österreich erinnern, die seit Ende 1941 nach Minsk deportiert wurden.

Im nächsten Jahr soll der erste Bauabschnitt der Gedenkstätte in Trostenez eingeweiht werden – ein Anlass, sich weiter mit der Geschichte der Juden in Minsk und Belarus zu beschäftigen. *ur*

Reste des jüdischen Friedhofs
Minsk (Foto: Ursula Reuter)



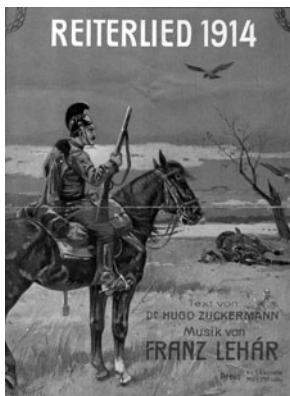
DR. HUGO ZUCKERMANN
GEBOREN AM 15. MAI 1881 — GEFALLEN AM 23. DEZEMBER 1914

Das Reiterlied 1914

DRÜBEN am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?!
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben —
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?!
Viel Hunderttausend traben
In Öst'reichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen —
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
Auf Belgerad!



Einst berühmt – das Liedchen der Kriegsbegeisterung, die nichts Höheres kennt als heldischen Ritt ins Verderben: „Was liegt daran?“, „Was ist dabei?“, „Es ist nicht schad!“ Nicht umsonst wiederholt der Komponist die Wendungen

und bringt die Melodie für Momente zum Schweigen. – Den Tod aber verlangt's nach höchsten Tönen: „Sterb ich in Polen“, „den sie begraben“, „um uns zu mähen“. Beseelt wird der Reiter kämpfen, „animato“: „Eh' sie meine Seele holen, kämpf' ich

als Reitersmann“, denn „Viel Hunderttausend traben in uns'rer Reiterei“, „Seh' ich nur uns're Fahnen wehen auf Belgerad!“ – Krähen, Raben, Dohlen sind düstere

Vorboten – nur erst von fern zu erblicken: „Drüben am Wiesenrand“, „Drüben am Acker-Abendrot“, der Tag verfliegen. – Moderato beginnen die Strophen, schwingen sich auf, und im 3/4-Takt traben die Pferde. Sah denn der Reiter uns're Fahnen wehen „auf Belgerad“? Einen noch hö-



heren Spitzenton hat er erreicht. – Taktwechsel im Zwischenspiel: Hornsignale. Lehár fügt den drei Strophen des Reiterliedes eine vierte hinzu: Die Euphorie ist verfliegen. Auf einer anderen Ebene, zwei Töne höher und in einem pianissimo-Moll, das Ende erahnend, erklingt im ursprünglichen Taktmaß erneut – die erste Strophe des Gedichts. „Träumerisch“ will sie jetzt gesungen sein.

Bis zum crescendo „Sterb ich in Polen?“ auf dem allerhöchsten Ton, ein Ritardando und zwei Fermaten – das Ende. Und wieder schlägt die Stimmung um: „Fröhlich“ will es Lehár, Forte kehrt er zurück ins Dur. „Mit Begeisterung“ und im Fortissimo „kämpf' ich als Reitersmann“ – ja, was liegt daran ... *mb/som*

